

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 23 (1933)

**Heft:** 4

**Artikel:** Frau Menga [Fortsetzung]

**Autor:** Odermatt, Esther

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634401>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Sie Sennersche in Wort und Bild

Nr. 4 - 1933

\*

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

\*

23. Jahrgang

## Die grossen Städte. Von Rainer Maria Rilke.

Herr, die grossen Städte sind  
Verlorene und Aufgelöste:  
Wie Flucht vor Flammen ist die grösste, —  
Und ist kein Trost, dass er sie tröste,  
Und ihre kleine Zeit verringt.

Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,  
In tiefen Zimmern, bange von Gebärde,  
Geängsteter denn eine Erstlingsherde;  
Und draussen wacht und atmet deine Erde,  
Sie aber sind und wissen es nicht mehr.

Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,  
Die immer in demselben Schatten sind,  
Und wissen nicht, dass draussen Blumen rufen  
Zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind, —  
Und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

(Aus dem „Stunden-Buch“, Insel-Verlag.)

## Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

Das Brautpaar besuchte im Städtchen noch Frau Brida, die sich in zurückhaltende Höflichkeit hüllte, bis ihre leidenschaftliche Teilnahme für Frau Menga plötzlich herausprudelte:

„Schade ist's schon um dich, Fortunat, so in der Stadt im großen Haufen unterzutauchen, wo du hier“, sie deutete auf die Reihe der Ahnenbilder im Saal, „du hättest doch gut hierher gepasst.“

„Was ist das für ein kaltes Haus“, sagte Ellen, als sie es verließen, und schmiegte sich fröstelnd an den Arm des Verlobten, der mit doppelter Zärtlichkeit sie die Demütigung vergessen zu machen suchte, die sie um seinetwillen erlitten.

Da die Eltern der Braut ihr neu erbautes Landhaus beziehen und die Stadtwohnung den Jungen abtreten wollten, wurde die baldige Hochzeit beschlossen. So war Frau Menga vollauf beschäftigt, Fortunat eine würdige Aussteuer zu rüsten, mit Ludowikas Hilfe, die sie nun ganz in ihr Haus aufgenommen hatte.

Kurz vor der Hochzeit, der sie der Trauer wegen fernblieb, brachte Frau Brida den alten Siegelring der Caliver mit ihres Gatten Uhr und Kette für Fortunat nach Breil hinauf.

„Das mußt du ihm selber übergeben“, wies Frau Menga das Geschenk zurück.

Aber Frau Brida wehrte sich: „Nein, Domenika, wenn du ihm diesen Ring an den Finger stellst, ist es für euch beide schöner und wertvoller — du verstehst mich schon.“

Frau Menga fühlte einen bitteren Geschmack im Munde, der nicht mehr wich, und nach Frau Bridas Weggang packte sie die kostbarkeiten sorgfältig ein, um sie mit ein paar Worten dem Sohn zu schicken. Dann schämte sie sich; es wurde ihr wund und weh ums Herz, sie zerriss Verpackung und Begleitworte und stellte mit feuchten Augen den Ring an ihren Finger. Möchte er ihrem Sohn Glück bringen, auch fern der Heimat, möchte er doch ein tüchtiger Caliver werden, ihr Fortunat!

Als Fortunat für ein paar Tage heimkam für die letzten Besorgungen vor der Hochzeit, zum Abschied von der Casa Crestas, flüchteten sich beide in möglichst viel Geschäfte. Jedes Stück seiner Aussteuer bewunderte Fortunat dankbar, räumte seine Habe aus Jugend und Studienzeit und bat die Mutter, sein Zimmer bei ihr behalten und allerlei lassen zu dürfen, daß er heimkommen könne wie früher.

„Selbstverständlich, mein Kind! Wer sollte denn dein Zimmer bewohnen?“ gehörte ihr noch die Stimme, dann brach sie der Zitternden, und sie ging hinaus.

Am nächsten Morgen legte sie den Wappenring und des Onkels Uhr und Kette vor Fortunat auf den Tisch: „Trag sie würdig, du bist der letzte Caliver!“

„Ja“, sagte er. Sie fanden beide keine andern Worte und wandten sich still und traurig ihrer Arbeit zu.

Frau Menga reiste mit dem Sohn zusammen in die Stadt zur Hochzeit. Die ganze Nacht vorher lag sie wach und kämpfte um Fassung und suchte nach einem letzten Wort und schlich zur Türe, hinüberhorchend in sein Zimmer, wo er zum letztenmal unter ihrem Dache schlief — zum letztenmal als ihr Kind.

Ihr Kind? Ach nein, das war er ja schon lange nicht mehr und war es doch. Sie hörte, ahnte jeden Laut von ihm wie einst in seinen Kinderjahren, da sich ihm immer im leisen Schreck des jähnen Erwachens ein „Mutter!“ von den Lippen gelöst. Jetzt seufzte der große Fortunat im Schlaf, vielleicht im halben Wachen. Sie mußte an der Türe fröstelnd an sich halten; denn sie wagte nicht hinüberzugehen — wollte, konnte nicht.

Am Morgen sann und suchte sie, ihm etwas Lebendiges aus ihrem Hause mitzugeben. „Fortunat, willst du den großen Nelkenstock? Ich verpade ihn gut.“

„Mutter, das wäre wundervoll! Unsere Nelken in Breiler Erde, ein Stück Casa Crestas. Aber wir teilen ihn, die eine Hälfte bleibt bei dir, so ist es noch viel schöner. — Mutter!“

Einen Augenblick hielten sie sich umschlungen, dann riß Frau Menga sich los, und sie hatten bis zuletzt genug zu tun, sich und den Nelkenstock reisefertig zu machen.

Weinend nahm die alte Barla Katrina von ihrem Liebling Abschied.

„Er kommt doch wieder“, tröstete Frau Menga und schritt ihrem Sohn voraus zur Post, ohne sich noch einmal umzusehen.

Bald nach Fortunats Hochzeit lernte ein entfernter Verwandter Frau Mengas, der den Urlaub aus überseischer Stellung zur Brautfahrt in die Heimat benützte, in der Casa Crestas die liebliche Ludowika kennen und lieben, warb um sie und erhielt ihr Versprechen, bald mit ihm in die neue Heimat zu ziehen.

Frau Menga rüstete die zweite Aussteuer, war der etwas bangen Braut eine liebevoll sorgende und verständende Mutter und richtete ihr in der Casa Crestas eine stille Hochzeit nach ihrem Sinn.

Wo zwei sich in Liebe die Hände reichen zum weiten, schönen und schweren Weg, sollten die andern ehrfürchtig zur Seite treten und nur mit innigen Wünschen sie geleiten, statt zu tafeln, zu tanzen, zu jubeln, als ob man ein siegreiches Ende, nicht in glücklicher und bebender Erwartung einen Anfang feierte.

Immer wieder wurde Frau Menga die wehmütige Freude ihrer Vorbereitungen durch die Erinnerung an Fortunats Hochzeit verbittert, die seine Schwiegermutter ausgedacht und angeordnet hatte, mit großem Brunk und Schaugepränge, mit vielen überflüssigen, gleichgültigen Menschen. Ellens Vater, der trotz seines neuen Reichtums schlicht geblieben war, ließ die Verfügungen der Gattin ergeben lächelnd über sich ergehen. Frau Menga aber hätte sich am liebsten vor den Reden und Orchestertuschen weggestohlen. Ihr schwindelte; denn ihr war, als hätte man das junge Paar unter seinem Baldachin von Blumen durch die leere äußerliche Verherrlichung dieses Festes auf einen Gipfel ge-

zwungen, von dem es kein Aufwärts, nur ein Sinken, ein Stürzen gab.

Zu Ludowikas Abschiedsfeier, eine Woche vor der Trauung, lud Frau Menga die Dorfmädchen ein, die am Hochzeitstage die Kirche schmückten und für das Brautpaar den Kirchhofweg hinauf Spalier bildeten mit Girlanden aus Tannzweigen und Erika. Ludowika sah noch liebreizender aus als damals am Fest; doch Frau Menga wünschte keinen Augenblick Fortunat an ihre Seite. Fest stand er in ihrer Erinnerung neben Ellen, die eine strahlend glückliche und stolze Braut gewesen war, stolz auf ihren Fortunat.

Nach dem schlichten Mahl in der Casa Crestas löste Frau Menga Ludowikas Kranz und Schleier, half der Weinenden ins Reisekleid, die sich schluchzend immer wieder in die mütterlichen Arme barg.

„Verzeih“, bat sie den traurig wartenden Gatten, „aber wer weiß, wir gehen ja so weit, so weit fort.“

„Gott behüte dich, mein Kind!“

Frau Menga umfaßte mit beiden Händen das liebe Gesicht und küßte es. „Macht einander die Fremde zur Heimat, und kommt wieder, gesund und glücklich!“

An der Gartentüre ließ sie die beiden ziehen, stand dort, bis sie unten vom Platz den Wagen fortrollen hörte, und kehrte fröstelnd ins leere Haus zurück.

\*

Am Vorabend seines fünfundachtzigsten Geburtstages hatte der alte Tumasch im Beisein der Verwandten und Nachbarn die Sterbesakramente empfangen, mit dem Pfarrer Rückschau gehalten über sein Leben voll harter Arbeit und strenger Pflichterfüllung, hatte endlich — mit der Tochter allein gelassen — in scheuem Glück leise das Tor geöffnet auf seine Totenehrung, die den alten Tumasch für ein paar Tage in den Mittelpunkt des Dorfes rückte: ob der Gemeindepräsident dem Sarge folgte neben dem Enkel Martin? Und nach ein paar Jahren würde der Martin an seinem Gedächtnis die Seelenmesse für ihn lesen.

Er faltete die Hände über seinem vollendeten Tagewerk. Er durfte friedlich heimgehen, schloß die Augen und öffnete sie noch einmal; der Martin sollte Frau Menga seinen Tod ansagen, sein Examen sei seine letzte Freude gewesen und des alten Tumasch Dank ein letztes Gebet für sie. Dann schloß er sanft hinüber.

Am nächsten Abend kniete Frau Menga im hintersten Winkel der Sigristenstube, wo sich die Nachbarn zum Psalter für den Toten versammelt hatten, und zwang die Gedanken empor zum Rosenkranz, wenn sie ihr immer wieder hinabglitten in die Tiefe ihres schweren Sinnens.

„Den du im Tempel aufgeopfert hast.“

Sie erschrak über die eigene Stimme, die wie eine vor schnelle kleine Welle aus dem Gewoge der betenden Stimmen auffspitzte und zerschellte. Ihre Unruhe trieb sie hinaus aus dem Frieden dieser Gemeinsamkeit, — wie ein zerrissenes Band, das hältlos im Winde flattert, erschien ihr Leben vor der Vollendung dieses friedvoll festlichen Todes.

„Seine letzte Freude“; sie blieb stumpf dabei und schämte sich des Dankes, beneidete die kleine Tumaschenlein dort vorn um ihre linden Tränen.

„Der für uns das schwere Kreuz getragen hat.“

Mechanisch folgten die Augen dem Geslacker der Totenkerzen, das über das Büfett glitt und gespenstisch die Flitterkrone der Mutter Gottes unter dem Glassturz aus dem Dunkel hob.

Frau Menga schaute wie gebannt. Genau so hatte das Krönlein im Schein der Totenkerzen aufgeblitzt, als sie vor langen Jahren als kleines Mädchen hier neben der Mutter zum erstenmal einen Totenpsalter mitgebetet und es nicht hatte fassen können, daß drüben im Nachbarhause die Mutter der kleinen Gespielin Tina tot lag und nie mehr aufwachen sollte.

„Sie ist jetzt im Himmel“, hatte ihr die Mutter erklärt. Da kam ihr aus dem blickenden Krönlein die Erleuchtung: daß die Tinamutter dann auch eine Krone trüge im Himmel, vielleicht nicht eine so schöne wie die Mutter Gottes, aber doch eine — und sie dachte sich die eigene Mutter mit der Krone auf dem tiesschwarzen Haar und — schluchzte plötzlich laut auf, daß die Mutter sie auf den Arm nahm, mit ihr die Stube verließ und sie nicht beruhigen konnte.

„Mutter, Mutter“, schluchzte sie, „geh nicht in den Himmel! Gelt, nie, nie!“

Die Krone der Mutter Gottes war ihr seither als etwas Geheimnisvolles, Heiliges und zugleich Furchtbare erschienen, und sie hatte, wenn ein Auftrag sie in die Sigristenstube führte, ängstlich und krampfhaft die Ede mit dem kleinen Altar gemieden und doch jedesmal, von einer geheimen Macht gezogen, mit einem letzten scheuen Blick die flittergeschmückte Statue unter dem Glassturz verschlungen.

„Du schmerzhafte Mutter, bitt für uns!“

Wieder blitzte im Schein der Totenkerzen das Krönlein der Gottesmutter auf, und Frau Menga entsann sich plötzlich, wie sie als junge Frau hier bei einem Sterbensalter gekniet, den kleinen Fortunat dicht an ihrer Seite. Sie hatte kurz zuvor die geliebte Mutter unter den tiefen Schnee des Friedhofs betten müssen und war beim einsamen Beter zu Besuch, bedrückt durch die beginnende Kränklichkeit des Gatten, den nahen Zusammenbruch vorausahnend. Inbrünstig hatte sie damals alles Weh nach der Toten, alle Sorge um die Zukunft hineingepreßt in ihr Gebet.

Da war aus dem blickenden Krönlein die Kindererinnerung aufgezuckt, wie sie sich die Mutter mit der Krone auf dem schwarzen Scheitel vorgestellt hatte. Hilflos waren ihr die Tränen aus den Augen gestürzt. Sie wollte sie trocknen, als auch schon ihr kleiner Sohn jäh aufgerichtet neben ihr stand, wie um sie zu schützen, das eine Aermchen



W. Amrhein. Bergwinter ob Engelberg.

um sie schlängelte und ihr plötzlich zart und sorgsam die rinndenden Tränen wegküßte. Sie war unter den Rüssen im tiefsten erschauert vor Glück und Weh, als ob sie geweiht würde, auf ewig verbunden, nicht mit diesem Kinde nur, auch mit der toten Mutter und mit etwas, das noch hinter allem und über allem stand.

Frau Menga schloß einen Augenblick die Augen, fuhr sich über die Stirne. Die dumpfe Lust, das Kerzengeflacker, die wogenden Stimmen benahmen ihr fast die Sinne. Das war ein Glück gewesen damals, dieses starke Gefühl des Eins eins mit den Nächsten und Fernsten. Jetzt war sie allein, fremd, ausgestoßen.

„Du Trösterin der Betrübten, bitt für uns“, flehte sie und spürte zugleich die Kraftlosigkeit ihrer Bitte und ärgerte sich über ihre flackernde Stimme.

Sie beneidete, die da vor ihr kniete, die von Arbeitslast gekrümmte Mjerta, um den unerschütterlichen Gleichmut, den unbeirrbar schleppenden Rhythmus ihres Gebetes. Und doch war Mjerta eine schmerzhafte Mutter. Auf einem trunkenen späten Heimweg war der Mann verunglückt und hatte sie nach langem Siechtum mit vier Kindern und großer Not allein gelassen. Von den drei Buben war der eine beim Holzfällen erschlagen worden, der zweite an Schwindfucht gestorben, der dritte einem Onkel nach Amerika gefolgt. Alle drei hatte sie hergegeben, „in Gottesnamen!“ sich die Augen gewischt und wieder geschafft und das letzte, was ihr geblieben, ein blödsinniges Mädchen, mit immer gleicher Geduld und Sorgfalt gepflegt. Ihre Freude waren die seltenen Berichte vom aufstrebenden Schicksal des fernen Sohnes; daran zehrte sie, und eine wohlgefüllte Weihnachtstafel von ihm hatte ihr ein nie erlebtes Fest bereitet.

Alles hatte die Mjerta hergegeben und die Kraft daran gestählt, zu tragen und sich zu freuen.

Und sie? Frau Menga duckte sich unwillkürlich tiefer in ihre Ecke hinein. Sie konnte sich nicht dareinfinden, den einzigen — sie hatte ihn doch nicht verloren, ihm hatte sich ja alles nach seinem Wollen und Wünschen erfüllt.

Ja, äußerlich. Das sagte sie sich immer und wußte zu tiefst nicht, ob sie daran glaubte, daran glauben sollte und wollte, daß er nur äußerlich sein Glück gefunden. Vielleicht war es für ihn wirklich die Erfüllung: glänzende Stellung und äußeres Behagen und der Taumel der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

## Joachim Eugen Müller und die Schweiz. Landestopographie.

Zum 100. Todestag, 30. Januar 1933.

Wir Schweizer haben viele „Männer eigener Kraft“, die sich aus ganz bescheidenen Verhältnissen in hochgeachtete Positionen herauarbeiteten und die Anerkennung und den Dank der Mit- und Nachwelt erwarben. Darin ist ja gerade ein Hauptmoment der Demokratie verankert, die jedem Talente seine volle Entfaltung erlaubt.

Zu den Männern eigener Kraft gehört der so vielen unbekannt gewordene Joachim Eugen Müller, der sich um unsere Landestopographie derart verdient machte, daß man seiner zum 100. Todestag gedenken darf. Müller konnte nicht einmal einen regelmäßigen primitiven Volksschulunterricht, wie er vor bald 200 Jahren gang und gäbe war, besuchen, geschweige denn eine höhere Bildung erwerben. Umso erstaunenswerter sind seine Arbeiten, seine Erfolge. Ungeheuer Fleiß, ein wahrer Bildungshunger, große natürliche Begabung, eine seltene Beobachtungsgabe halfen ihm dabei. Erzählen wir der Reihe nach: Joachim Eugen Müller entstammte einer armen, sehr kinderreichen Familie in Engelberg und kam im Jahre 1752 zur Welt. Aus seinen späteren Aufzeichnungen wissen wir, daß er schon als Neunjähriger seinem Vater beim Zimmergeschäft behilflich sein mußte. So kam er durch ganz Unterwalden, ins Urnerländchen, nach Andermatt, auf den Gotthard. 1770 war er als Meistergeselle bei einem Kirchenbau in Schwyz tätig. 1774 verheiratete er sich, betrieb sein Zimmergeschäft, führte als begeisterter Bergfreund Fremde auf die Engelberger Berge. In jener Zeit kam ein fremder Laborant nach Engelberg, der den „Erzscheid-Geist“ machen wollte und als Gehilfen einen anständigen Mann suchte. Bildungshunger und die Aussicht, vielleicht etwas mehr zu verdienen, veranlaßten Müller, zuzugreifen. Die beiden Männer versuchten nun im Rötzloch (Nidwalden) aus Hörnern und Kuhklauen den „Hirsch-Horn-Geist“ zu fabrizieren. Müller mußte aber gestehen: „Das Gebrau verbreitete einen Geruch, der über eine Stunde weit zu vernehmen war.“ Nun proprieerte man es mit Pottache und Salpeter und als auch das nichts war, ging man zur Alchemie über. Aus 32 Loten Silber und 1½ Quintlein Gold versuchte man lauteres Gold zu machen. Im Kleinen mißlang der Versuch, nun sollte er im Großen wiederholt werden. Ein Wiener war der Geldgeber. Natürlich schaute nichts heraus. Müller erkannte, daß er einem Schwindler in die Hände gefallen war und lehrte zu seinem Beruf zurück.

Im Jahre 1787 lernte er J. R. Meyer von Aarau kennen. Dieser war daran, ein großes Relief der Schweiz im Maßstabe 1:60,000 zu erstellen, hatte sich die Mitwirkung von Ingenieur Weiß aus Straßburg gesichert, kam nun zu topographischen Aufnahmen nach Engelberg. Er be-

diente sich des Bergführers Müller als Gehilfen, staunte über dessen Bergkenntnis, über die Fähigkeit, das Gesehene zeichnerisch zu verwerten, Täler und Gebirgsformen mit seltener Naturneue in Gips zu formen. Sofort suchte er sich die Mitarbeit dieses Mannes zu sichern, um so mehr als die Arbeit unter Weiß nicht vorwärts kommen wollte. Am 3. März 1788 wurde in Aarau ein Vertrag abgeschlossen, dessen Wortlaut bekannt ist und den wir eigentlich der Merkwürdigkeit halber herzeigen möchten. Wenigstens einige Punkte seien herausgegriffen: „Da Herr Meyer durch Herrn Weiß von Straßburg Ein Werk arbeiten läßt, welches die Weltberühmten Schweizerischen Berggegenden und Alpgebürgen in Ihrer Natürlichen Gestalt darstellt und dieser Ob bemelte Joachim Müller als Ein Erfahrener Berg Mann Laut dargestellten Probs Studien die Fertigkeit besitzt Vergleichen Berggegenden in Gips darzustellen, so hat er sich gegen obgedachten Hrn Meyer dahn verpflichtet zu beförderung dieses Werkes Seine ganze Zeit und Seine Kräften in allen treuen darzugeben und mit allmöglichen Fleiß dem Herrn Weiß an die Hand zu gehen und in allem Herrn Meyers Intenzion zu folgen, auch in allwegen des Herrn Meyers Nutzen zu fördern ...“ Er erhielt einen Taglohn von 30 Bernbaaten, mußte sich aber selber verköstigen.

Nun war Müller in seinem Lebenselement, hatte sein Leben ein Ziel und einen Inhalt bekommen. Mit Feuereliefer machte er sich an die Arbeit, verstand bald weit mehr als Weiß, dessen Arbeiten er kritisierte. Im Sommer wurden Reisen in die Berggebiete unternommen, Aufnahmen gemacht, kleine Reliefs erstellt, Winkel und Basislinien gemessen. Im Winter wurde in Aarau das Geschaute verarbeitet. Müller meldet: „Anno 1788 im März gingen wir auf den Horben zu Muri, gegen dem Zürcher Gebiet, Rigi, und ganzem sichtbarem Hochgebürg; von da über Hildisrieden, Gormund, Rüschwiler Berg, Entlibuch und Napf-Winkel zu messen; von da über Bern, von wo uns Hr. Professor Tralles mit denen obrigkeitlich mathematischen Instrumenten auf Thun begleitete eine Basis Linie zu messen, und auf die errichteten Signale St. Beatenberg, Niesen, Stodhorn, Thierachern und gegen das Hochgebürg horizontal und elevatione Winkel über dem Quäcksilber-Spiegel trigonometrisch zu bearbeiten. Nach diesem reisten wir ins Hasland ...“ Müller hatte Gipsschachteln bei sich und formte bei gutem Wetter seine Reliefs, machte seine Zeichnungen. 1789 maß er eine Basislinie vom Kirchturm Suhr nach Rölliken, „nach diesem von der Wasser- und Giselfluh gegen der Basis und ganzem sichtbarem Hochgebürg die Winkel repetiert“. Müller sagt, er habe trianguliert, er habe „mit Instrumenten Drei Eg vormiert“. Wolf (Geschichte der Vermessungen in der Schweiz, 1879) vermutet aber, er habe wahrscheinlich nur einige Distanzen mit Hilfe von Winkeln durch Konstruktion und durch Rechnung gewonnen. Schon das ist aber als große Tat zu werten.

Von 1790 weg leitete Müller die Arbeiten selbständig, maß zahlreiche Basislinien, Horizontal- und Vertikalwinkel, reiste durch die ganze Alpenwelt, vom Mont Blanc bis ins Tirol. Das gewaltige Relief gedieb und war 1797 vollendet. Nach diesem Relief nun zeichnete Weiß die Karten des Atlases, von welchen namentlich jene der Gebirgsgegenden als sehr anschaulich und plastisch gerühmt wurden, als jene, die auf der Arbeit von Müller basierten. 1802 war auch die Karte fertig. Sie bestand aus 16 Blättern, die meisten ins Straßburg hergestellt, einige Randblätter in Aarau. Das Relief kam 1802 nach Paris, fand hier das Interesse des Kriegsministeriums und Napoleons und wurde für Fr. 25,000 erworben.

In den folgenden Jahren arbeitete nun Müller für eigene Rechnung zahlreiche Reliefs aus. Solche finden sich in Zürich, Winterthur, Sarnen, aber auch im Auslande, so in Berlin. Die Zürcher Universität zeigt eine Müller'sche Arbeit, die noch heute Erstaunen erweckt. Unser Mann ar-